„Ich und die Anderen“ oder „Wir“? Demokratie und Populismus

Ein Beitrag zur Verständigungskultur und der Aufgabe der Kirche

Von Landesbischof Ralf Meister, Hannover

„Und Gott sprach, es werde Licht – und es ward Licht“, so einfach war das, damals bei der Erschaffung der Welt. Gott musste nur etwas sagen, schon passierte es.

Unser menschliches Reden, unsere Wünsche, die Befehle, Anordnungen und Prophezeiungen haben einen anderen Maßstab als die Worte Gottes. Aber die Worte Gottes sind Maßstab für unser Reden und Handeln.

In den vergangenen Monaten haben wir Worte gehört und Bilder gesehen, die vieles verändert haben und Undenkbares möglich werden ließen, die Rassismus, Antijudaismus und Islamophobie ein scheinbar solides Gewand verpassten.

Populismus

Was hat es auf sich mit diesen Worten, mit diesen Kommentaren, mit diesen schnell hingeworfenen Meinungen? Populismus heißt, mit einfachsten Lösungen auf komplizierte Fragen zu antworten. Und dabei so zu reden und zu schreiben, dass es massenwirksam ist. Dieses Phänomen ist nicht neu.

Die Geschichte kennt viele Populisten. Wenn Sie mich fragen, wie die evangelische Kirche sich zu Populismus und Antijudaismus verhält, dann kann der kritische Blick auf Martin Luther an dieser Stelle nicht unterbleiben. Martin Luther nutzte die spannungsvolle Zeit und das kritische Potenzial zur Verbreitung seiner Ideen. Er beherrschte publizistisch den Meinungsmarkt; er wusste das damals neue Medium des Buchdrucks zu nutzen wie kein anderer. Die Flut seiner Veröffentlichungen war pointiert und partiell polemisch, derb und direkt. Seine Schriften sind nicht frei von Zweideutigkeiten und Ambivalenzen, böswilligen und polemischen Grenzüberschreitungen. In Verbindung mit dem Reformationsjubiläum 2017 haben sich die Kirchen beschämt an die hasserfüllten Aussagen Luthers über die Juden erinnert. Seine diffamierende und diskriminierende Polemik trägt Züge, die eindeutig abzulehnen und zu verurteilen ist. Dass Luther im 19. Jahrhundert als Nationalheld, im 20. Jahrhundert von den Nationalsozialisten als Antisemit und in jüngster Zeit wieder rechtspopulistisch instrumentalisiert werden konnte, ist insofern kein Zufall. Die Evangelische Kirche hat sich von Luthers antijüdischen Äußerungen in aller Deutlichkeit distanziert und einen kritischen Umgang mit judenfeindlichen Tendenzen in der reformatorischen Theologie angemahnt. Es bleibt die fortwährende Verpflichtung für jeden, der sich auf Martin Luther beruft, sich kritisch mit dieser Seite und der Macht seines Wirkens auch an diesem Punkt auseinanderzusetzen.

Populismus, wie er nicht nur im zurückliegenden amerikanischen Wahlkampf die öffentliche Meinung beeinflusst hat und dies auch in vielen Ländern Europas tut, irritiert und entsetzt viele Menschen. Er erreicht abertausende Menschen und macht sie zu Anhänger:innen zweifelhafter Programme und Ideologien. Wir bemerken, wie

weitgehend gepflegt und teilweise auch formalisiert sich bisher die öffentliche politische Kommunikation in den westlichen Demokratien und in unserem Land vollzog. Umso fremder sind deshalb die harschen und verletzenden Ausfälle der vergangenen Wochen, von der gezielten Einflussnahme in den sozialen Netzwerken ganz zu schweigen.

Populismus ist populär geworden, populär aber ist etwas anderes als Populismus. Populär heißt: bei der großen Menge bekannt, anerkannt und beliebt zu sein. Das betrifft die Rolling Stones genauso wie Julian Nagelsmann oder Alexander Zverev. Populismus und Populär haben dieselbe Wurzel, sie beziehen sich auf das lateinische popularis, also zum „Volk gehörend". Bei Menschen, die populär sind, spielt dieses „zum Volk gehörend" im Bezug auf eine Nation in der Regel keine Rolle: Jürgen Klopp war in England genauso populär wie in Deutschland. Popularität ist inzwischen in der Unterhaltungs- und Sportbranche, teilweise aber auch schon in der Politik, international. Im aktuellen Populismus zeigt sich dagegen oft der nationale Bezug zum Volk. Selbst dann, wenn sich völkische Populisten inzwischen über Landesgrenzen hinweg vergeschwistern. In der Reformation wurde von einem Teil der Bewegung dieser Aufbruch auch als eine nationale Bewegung verstanden.

Aber Luther ging es trotz seiner Entgleisungen nicht um einfache Antworten. Ihn trieb die Suche nach der Wahrheit allein in Christus. Für die Antwort auf diese Frage wollte er Menschen bewegen. Mir erscheint aus der Erinnerung an Martin Luther der tiefe Graben zwischen der Sprache der Eliten und der des Volkes vertraut. Luther wollte die Menschen befreien aus Abhängigkeiten. Es ist ihm gelungen, nicht nur die Sprache des Volkes zu verstehen, sondern zugleich das Evangelium, seine Verheißungen und seinen Anspruch in diese Sprache hinein zu übersetzen und den Graben zwischen Theologie und Leben, zwischen Bibel und Alltag zu überbrücken. Luther war in seinen besten Predigten und Traktaten populär, ohne populistisch zu sein.

Sprache und Klarheit

Die Sprachfähigkeit Luthers ist für mich eine bleibende Herausforderung für unser eigenes Reden und für die Frage nach der Aufgabe der evangelischen Kirche in diesem Spannungsfeld. Viele Menschen verstehen die Sprache der institutionellen Eliten nicht. Sie fühlen sich unverstanden, auch von der Sprache der Kirche. Und ich bin deshalb überzeugt: Wir müssen verständlicher herausstellen und dafür werben: die Werte, die für uns als Staat – und ich ergänze: für uns als Christen, Juden und Muslime – grundlegend sind, entsprechen den Bedürfnissen der Menschen in unserer Gesellschaft unendlich viel mehr als jede populistische Versprechung.

Die Frage ist daher, was wir einer verrohten populistischen Sprachkultur mit ihren postfaktischen Lügen, ihren Hassparolen und einfachen Lösungen entgegensetzen können. Es ist klar: Politische Auseinandersetzung braucht Spielregeln und Grenzen. Im demokratischen Streit haben Gewalt und Rassismus keinen Ort. Hier braucht es engagierten und zugleich klaren Widerspruch.

Ich erzähle Ihnen ein Beispiel aus meiner Landeskirche, das mich persönlich sehr beeindruckt hat. Pastor Wilfried Manneke, heute im Ruhestand, hat in seiner aktiven Zeit den Paul-Spiegel-Preis für Zivilcourage des Zentralrats der Juden in

Deutschland erhalten. Pastor Manneke engagierte sich gegen Rechtsextremismus. Er gehörte zu den Gründern der Initiative „Kirche für Demokratie – gegen Rechtsextremismus“ der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers. Manneke war lange Jahre Auslandspfarrer in Südafrika. Das war noch zu Zeiten der Apartheit. Er beschrieb in einem Interview der Jüdischen Allgemeinen, wie ihn das sensibel gemacht hat für Rassismus, Ausgrenzungen und alle Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit. Und dann berichtet er: „Als ich … [1995] meine Stelle in Unterlüß angetreten habe, musste ich mit Schrecken feststellen, dass sich nur 20 Kilometer entfernt ein Schulungszentrum befand, das … ein Treffpunkt der rechtsextremen Szene war.“[1] Das war für ihn Anlass und Anfang seines Engagements gegen Rechtsextremismus hier in Deutschland. In seiner Begründung für die Ehrung durch den Zentralrat schreibt Präsident Dr. Josef Schuster: „Pastor Manneke beweist mit seinem außergewöhnlichen Engagement Mut und Beharrlichkeit. Obwohl er persönliche Anfeindungen ertragen muss und bereits Anschläge auf ihn und seinen Wohnort verübt wurden, lässt sich Pastor Manneke nicht einschüchtern. Er und seine Mitstreiter zeigen … einen herausragenden Einsatz zum Schutz von Minderheiten und für unsere Demokratie. Mit seiner Zivilcourage ist [er] … für uns alle ein Vorbild.“[2] In dem Wort Zivilcourage ist für mich zusammengefasst, worauf es ankommt: ein persönliches Engagement, in dem sich Authentizität und Glaubwürdigkeit, Beharrlichkeit aber auch Mut verbinden.

Ich bin dankbar, dass es Menschen wie Pastor Manneke gibt. In aller Klarheit des Widerspruchs und Widerstands erkennt er jedoch auch Ursachen und Probleme, die zu einem Erstarken des Rechtspopulismus geführt haben, z.B. in seiner Region, der Lüneburger Heide. „Das hat“, sagt er, „auch damit zu tun, dass diese Gegenden dünn besiedelt und strukturell schwach sind, es gibt … nur wenige Arbeitsplätze.“[3]

Sensibilität für die Gleichzeitigkeit der Gesellschaft

Dieser analytische Blick ist entscheidend. Wir verurteilen schnell im Sprechen über den Populismus Menschen, die so reden. „Wir dürfen oder sollen nicht mit ihnen reden“, „wir müssen sie verhindern“ und andere starke Worte hört man von uns - auch aus der Kirche - nicht selten. Wir laufen Gefahr, in solchen Sätzen nicht nur Worte und Positionen, sondern auch die Menschen zu verurteilen. Als evangelischer Christ ist mir immer wieder die elementare Unterscheidung zwischen Sünde und Sünder eine Mahnung. Deshalb müssen wir neben allem Widerspruch gegen Hassparolen, Antijudaismus und Islamophobie zugleich versuchen, auch mit den Menschen zu reden, die unsere Ansichten verachten oder ignorieren. Ihre Würde fällt nicht dahin, ihre Gottebenbildlichkeit ist nicht aufgelöst. Eine solche Haltung macht den Umgang mit den genannten Positionen nicht einfach. Im Gegenteil. Was ist nötig? Ein authentisches Eintreten für unsere demokratischen Werte, aber auch Sensibilität, Sprach- und Dialogfähigkeit - gerade gegenüber denen, die sich von rassistischen und populistischen Parolen angezogen fühlen.

---

[1] Jüdische Allgemeine 19.02.2018
[2] Jüdische Allgemeine 21.02.2018
[3] Jüdische Allgemeine 19.02.2018

Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen hat im Vorwort zu seinem Buch über „*Die Kunst des Miteinander-Redens*“ von einer „Gesellschaft der Gleichzeitigkeiten“[4] gesprochen. Der lineare Zusammenhang zwischen einem Täter und seiner Wirkung, von dem wir normalerweise ausgehen, bildet nicht ab, wie komplex die Realität ist. Es geht darum, Perspektiven zu kombinieren und Sichtweisen zu verbinden. Es geht um den Abschied von der einen Ursache, die linear und unvermeidlich die eine Wirkung erzeugt. Es geht um den doppelten Blick auf den Einzelnen und auf das Gefüge der Bedingungen, auf seine Autonomie und seine Abhängigkeit. Miteinander reden klingt als Lösung banal. Und ist doch elementar wichtig, um den Ursachen für die große gesellschaftliche Gereiztheit und die Eskalationsbereitschaft zunächst überhaupt zu verstehen. Es ist nicht die Zeit, um Ursache und Täter zu sezieren, sondern den gemeinsamen Nenner zu finden – oder neu zu definieren.

Den Dialog suchen

Im Neuen Testament wird uns dafür eine Kommunikationsform ans Herz gelegt, die wir vielleicht in den vergangenen Jahren vernachlässigt haben. Jesus spricht selten zur Masse. Die prägenden Dialoge sind fast immer Einzelgespräche. Oftmals stehen Menschen um ihn oder seinen Jüngerkreis herum. Lauschen, hören, fragen und zeigen ihren Unmut oder ihre Zustimmung. Viele spannende Passagen jesuanischer Botschaft jedoch sind Dialoge. Mit Menschen, die nicht zu seinem „Inner Circle“ gehören: Mit dem reichen Jüngling, dem sorgendem Hauptmann, der schweigenden Frau, mit fragenden Jüngern, mit Gott und dem Teufel, mit der fremden Frau am Brunnen. So wie Jesus die Städte meidet, sie förmlich umgeht, so meidet er den Kontakt mit der Masse, manchmal läuft er davon. Jesus war kein Populist. Seine wichtigsten Gespräche sind Einzelgespräche.

Diese Gesprächskultur einzubringen in unsere Gesellschaft ist eine wichtige Aufgabe von Kirche, weil es hier um eine Arbeit an den Bindungskräften in unserer Zivilgesellschaft geht. Es ist unsere ureigene Aufgabe, das Gespräch mit scharfen Kritikern, mit Suchenden und Sorgenvollen, die den populistischen Stimmen mehr und mehr vertrauen, bewusst zu suchen. Es gibt keine Alternative zum Dialog. Die Kirchen verstehen sich hier als wichtige Partner für die Entwicklung und den Erhalt eines sozialen und religiösen Friedens in unserem Land. Auch im Kontext von Schule und Religionsunterricht und mit dem Angebot von Seelsorge.

Die Kommunikation nimmt ständig zu. Moderne Werkzeuge machen uns zu Dauerkommunikanten. Niemals ist so viel geschrieben und gesprochen worden wie heute. Wer in einer S-Bahn-Fahrt quer durch Berlin alle Handygesprächsfetzen aufzeichnet und hintereinander abspielt, erhält eine Sequenz großartiger Belanglosigkeiten in allen Weltsprachen. Wer die Inhalte der Posts bei Facebook, Instagram und WhatsApp-Einträge untersucht, erkennt eine Mitteilsamkeit über das Alltägliche, Banale, Nichtige, die einen nur in Erstaunen versetzen kann. Und doch ist das der größte Sprachraum, den junge Menschen betreten. Die Welt zerfällt in Filterblasen, die keine Transparenz und Durchlässigkeit mehr haben. In diesen Filterblasen werden politische Kampfparolen geboren und gepflegt, die keinerlei Reflexion oder Kritik von außen erfahren.

---

[4] Bernhard Pörksen, Friedemann Schulz von Thun, Die Kunst des Miteinander-Redens. Über den Dialog in Gesellschaft und Politik, Carl Hanser Verlag München 2020

Gesprächspartner und Gegenüber sein

Die Wirkmacht des Wortes, die performative Macht der Sprache kennen wir in der Kirche unmittelbar aus der Schöpfungsgeschichte. Wenn es heißt „Gott spricht“, dann geht es nicht um eine Kommunikationsform ohne Folgen, sondern um Ereignisse, die die Geschichte formen. Der Satz „Ich schwöre“ ist ein handelnder Satz genauso wie „Ich verspreche“. Sie dürfen keine wirkungslosen Sätze sein, sonst wären sie eine Lüge. Bleiben sie wahr, sind es handelnde Sätze. Nicht nur das Hören dieses Satzes ist entscheidend, sondern sie setzen eine Wirklichkeit in die Welt, von der sich der Sprecher nicht mehr distanzieren kann - oder er verrät das Wort. Entgegen der Meinung, dass die Kirche ihre Sprache der Jetztzeit anpassen muss und auch entgegen der Meinung aktueller „Rhetorikberater“ wie z.B. Erik Flügge, dass Kirche „an ihrer Sprache verreckt“[5], bleibt für mich die Kirche ein Asyl-Ort der Sprache. Hier sind Menschen anders zu Hause als in unserem Wohnzimmer, an der Supermarktkasse oder auf dem Sportplatz. Anders als in der Glosse, dem Slogan oder der Parole. Vielen sind unsere Worte fremd geworden. Vielen bedeutungslos, auch weil wir sie selbst bedeutungslos machen in unserem ständigen Bemühen, den Menschen in unserem Reden anbiedernd nahe zu sein. Die Alltagssprache kennt keine Begriffe für „Gnade“ oder „Segen“. Trotzdem wünschen so viele immer wieder eine verbindliche Trauformel, einen zusprechenden Taufvers, und eine tröstende und bewahrende Aussegnung. Alte Worte bauen an unserer Innerlichkeit. Sie finden Sprache und Worte für das Unfassbare, das Schöne wie das Schreckliche in unserem Leben. Das spüren Menschen jedes Alters – auch junge Menschen: Bei ihrer Konfirmation. In der evangelischen Jugend. Auf Kirchentagen. Bei Schwellensituationen wie dem Tod eines Mitschülers. Hier können und wollen wir Gesprächspartner sein.

Kirche als Ort demokratischer Beteiligung

Ich bin davon überzeugt, dass besonders junge Menschen nach Authentizität fragen. Was prägt unsere Haltung – auch in politischen Fragen? Wie vertreten wir sie nach außen? Die EKD hat bereits 2017 eine Haltung zum Umgang mit populistischen Stimmen erarbeitet. Unter dem programmatischen Titel: „*Konsens und Konflikt: Politik braucht Auseinandersetzung*“[6] wird für eine demokratische Verständigung geworben. Es geht darum, Antworten zu finden auf globale Herausforderungen, sozialen Wandel und Abstiegsängste, ohne dass es Patentrezepte gibt.

Unsere Demokratie ist angewiesen auf die Beteiligung aller Bürgerinnen und Bürger. Politik muss daher die Bereitschaft zur Beteiligung stärken. Sie tut das, wenn sie einen profilierten politischen Wettstreit befördert, der die vielfältigen Anliegen und Stimmen der Menschen zu Gehör bringt. Sie muss darauf achten, Räume des Vertrauten und des Vertrauens zu erhalten. Es geht darum, das Erleben von Beteiligung und Repräsentation zu stärken. Demokratische Politik muss wieder hörbereiter, dialogischer gestaltet werden. Populistische Provokationen können die Demokratie insofern stärken, wenn sie die etablierten politischen Kräfte zwingt, ihre

---

[5] Erik Flügge, Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt, Kösel Verlag München 2016

[6] Evangelische Kirche in Deutschland (EKD), Konsens und Konflikt: Politik braucht Auseinandersetzung, Hannover 2017

eigenen Positionen zu schärfen und responsiver zu gestalten. Auch darin, dass scharfe Grenzen gezogen werden. So wie nicht alles erlaubt ist, darf auch nicht alles gesagt werden!

„*Kirchen sollen und wollen, geprägt durch das Evangelium des Friedens und der Versöhnung, Orte der demokratischen Beteiligung sein*“[7] – heißt es in „Konsens und Konflikt“. Demokratie meint nicht eine Diktatur der Mehrheit. Sie zielt auf eine Verständigung, die Rechte und Bedürfnisse von Minderheiten achtet und die Schwachen schützt. Sie achtet die Freiheit des anderen, auch die Religionsfreiheit. Sie setzt sich auseinander mit einer Sprache, die politische Wirklichkeiten schafft, die sich nicht an der Realität messen lassen. Für ein solches Demokratieverständnis treten Christen gemeinsam mit Juden und Muslimen in Deutschland ein.

Zu den Schwachen und Schutzbedürftigen gehören jene, die vor Krieg, Verfolgung und Bedrohung zu uns flüchten, ebenso wie die, die Angst haben, in unserer Gesellschaft abgehängt und an den Rand gedrängt zu werden. Es gilt, der Sprache der Ausgrenzungen eine Praxis des Involvierens und Sich-Einlassens entgegenzusetzen. Es gilt auch, die Nöte und Ängste von Menschen zur Sprache zu bringen. Und es gilt, den Konflikt zwischen den Rechten schutzsuchender Menschen und der Leistungsfähigkeit des Gemeinwesens auszutragen, ohne den Verlockungen und Versuchungen des Populismus zu erliegen.

Widerspruch ist notwendig, wo Populistinnen und Populisten die Grundregeln und normativen Grundsätze demokratischer Politik zur Disposition stellen. Die Grenzen der Gesprächsbereitschaft liegen dort, wo physische oder psychische Gewalt als Mittel der politischen Auseinandersetzung legitimiert wird, wo Ideologien der Ungleichwertigkeit zu Diskriminierungen und Ausgrenzungen führen (egal ob aufgrund von Volk- oder Religionszugehörigkeit oder aufgrund der sexuellen Orientierung). Ich schließe mit einem Zitat aus „Konsens und Konflikt“, das aus christlicher Perspektive noch einmal die besondere Verantwortung der Christen und der Kirchen deutlich macht. *„Das Evangelium von Jesus Christus als Grund der Kirche verkündigt die in Gottes Sohn geschenkte Versöhnung des Menschen mit Gott. Jeder einzelne Mensch ist ein mit unverlierbarer Würde begabtes Geschöpf Gottes, dem gerade in seiner Einmaligkeit und Unterschiedenheit von anderen Respekt gebührt. … Dieser Grund der Kirche soll auch ihre tatsächliche Gestalt und ihre Praxis prägen. Die Kirchen … sollen Orte sein, an denen Menschen diese Anerkennung und diesen Frieden erfahren ... Diese Botschaft des Evangeliums ist eminent politisch. Der erste und vornehmste Ort dieser politischen Praxis der Kirchen ist das Miteinander sehr unterschiedlicher Menschen in den Gemeinden, Gemeinschaften und Werken. Die Kirchen mit ihrer tiefen und breiten sozialen Verankerung sollen und wollen … Foren sein, auf denen Konflikte ausgetragen werden, Ängste gehört und bearbeitet, Gespräche geführt und Menschen einbezogen werden: Sie sind Orte demokratischer Beteiligung.“*[8]

---

[7] a.a.O., S. 28
[8] a.a.O., Seite 27f